

Schulalltag im Eigenamt : und vielleicht auch anderswo

Autor(en): **Steiner, Fritz**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Brugger Neujaersblätter**

Band (Jahr): **116 (2006)**

PDF erstellt am: **18.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-900887>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Fritz Steiner

Schulalltag im Eigenamt – und vielleicht auch anderswo

Ein Lehrer, der seit Jahr und Tag an der Oberstufe unterrichtet, erinnert sich an kleine Begebenheiten aus einem Schulalltag, der nicht immer gar so grau ist, dass man mit den verschiedensten Events aus ihm ausbrechen müsste, aber auch an eine Generation von Jugendlichen, denen die Schule in ihrer heutigen Form eher als Hindernis in ihrem von der Musik- und Computerindustrie geprägten Dasein denn als Chance erscheint.

Im zweiten Teil wundert er sich über Diagnosen und Therapien, die dem Unternehmen Schule von verschiedenen Seiten zugedacht werden, und macht sich eigene Gedanken.

Veronika Kühnis

Krümel – aus dem Schulzimmerbesen gelesen

Es ist Dienstag. Wir lesen die Sage von der Teufelsbrücke. Es klopft. Lucky, ein charmanter Knabe einer andern Klasse, ist von der Fachlehrerin für Werken wegen Störens hinausgeschickt worden und meldet sich an meiner Tür: «Frau Gut hat mich zum Teufel gejagt; ich soll zu Ihnen kommen...»

In der Hölle herrscht Gastfreundschaft; er darf hereinkommen. Tags darauf allerdings nachträgliche Bedenken, als ich erfahre, dass derselbe Lucky in der Religionsstunde seiner Klasse heimlich einigen Mädchen einen Blick auf seinen männlichen Zauberstab gewährt hat. Ob er derweilen auch jemandem das Paradies versprochen hat, entzieht sich meiner Kenntnis.

Die Resultate der Geografieprobe über Australien sind nicht be rauschend. Am besten noch die Antworten über die eigenartige Tierwelt. Schnabeltiere, Koalas, Beutelratten und fliegende Füchse gibt's schliesslich nicht überall.

Auch Bodenschätze waren zu nennen, und hier kann ich sogar etwas lernen. «Gold, Bauxit, Kohle, und Eisen» lese ich da, und «Urin»!

«Die Griechen liebten das Schöne und standen auf Säulen», heisst es in einer Geschichtsarbeit. «Es gab drei Sorten. Die einfachsten Säulen nannte man dorisch, die krass verzierten korinthisch, und die andern waren ironisch.»

Dass die Rechtschreibung mit Risiken, aber auch mit Chancen behaftet ist, weiss man spätestens seit dem lebensrettenden Komma (statt «Begnadigen nicht, hinrichten!», hatte der Schreiber des Zaren «Begnadigen, nicht hinrichten!» auf das Urteil notiert).

Dass sie aber auch ein ganz neues Licht, nämlich ein rotes, auf gewisse Stadtquartiere im Alten Rom werfen kann, beweist ein Schüler in einer anderen Arbeit «Neben dem Kolosseum gab es auch ein mega Stadion, wo die Löwen ganze Sklaven verspeisten. Die Reichen wohnten in Villen, die Armen in 5-stöckigen Miezkasernen...»

1. April: Der Scherz mit dem offenen Schuhbündel ist obsolet. Die Schuhe sind klettverschlossen, oder aber sie sind bebändelt, in letzterem Fall aber keineswegs gebunden. Wer Schuhe bindet, verletzt den Code und ist modisch gestorben. Dieses Jahr fragt mich der Hauswart beim Pausenkaffee, warum ich mein Auto verkaufen wolle. Es sei mit einem Schild versehen, mit Preis und Telefonnummer. Tatsächlich – ein Zettel steckt unter dem Scheibenwischer! Der Preis zwar bescheiden, aber nicht unrealistisch. Etwas verwirrend nur der Hinweis «Bitte Auto waschen.» Aber eben, zu diesem günstigen Preis soll der Käufer schliesslich auch etwas tun.

Die Farbe des Schulalltages ist und bleibt Grau. So steht es jede Woche in der Zeitung. Berichtet wird eben nicht von Französisch- oder Mathematikstunden, mögen sie noch so spielerisch, farbig und abwechslungsreich gewesen sein. Berichtet wird von Festen, Projekten, Spezialwochen, von Events, Lagern und Reisen. Und da bietet sich immer der bewährte Kontrast dazu an: der «graue Schulalltag», aus dem «für einmal» die Kinder «ausbrechen» durften. Der Anklang an ein Gefängnis ist unverkennbar. Die Kinder sind ja dorthin gezwungen. Die Lehrkräfte werden zwar dafür bezahlt, diese Tatsache so gut wie möglich zu verschleiern und den Aufenthalt in der Verbesserungsanstalt so lustvoll wie möglich zu gestalten. Der

Schulalltag bleibt jedoch grau, solange alles planmässig, berechenbar und täglich etwa gleich abläuft.

Ab und zu begibt man sich jedoch ins Freie, lässt die Schulhausmauern hinter sich. Auf der Schulreise passiert vielleicht endlich mal etwas. Vorausgesetzt, man erwacht rechtzeitig.

Nicht immer war die Klasse vollzählig aus den Federn. Für eine Reise in die Ostschweiz standen allerdings alle Schüler pünktlich am Bahnhof, zehn Minuten vor Abfahrt. Einige Eltern waren ebenfalls da zur Verabschiedung. Wo aber blieb der Lehrer? Der blickte genau zu dieser Minute zum ersten Mal auf seinen Wecker und wurde schlagartig wach. Morgentoilette und Frühstück wurden gestrichen. Ein Griff zum Rucksack und zu den Wanderschuhen, ein Spurt zum Auto und eine ungesetzliche Autofahrt hielten die Hoffnung aufrecht. Gleichzeitig mit dem Zug traf er auf dem Bahnhof ein. Barfuss, wie die Schüler bemerkten. Aber im Zug blieb reichlich Zeit, die Wanderschuhe zu binden.

Bergseen sorgen immer wieder für Stimmung auf Wanderungen. So auch der Schwarzsee, einer der fünf Seen am Pizol. Ein Zickzackpfad führte über eine steile Halde aus feinem, festgebackenem Steinschutt zum See hinunter. Einige Schüler eilten voraus, auch Alex, ein Fussballer mit leistungsfähigem Mundwerk. Vor einer scharfen Linkskurve versagten ihm die Bremsen; er geriet auf die ziemlich schiefe Ebene hinaus und rutschte ohne weitere Verzögerung direkt ins Wasser, zum Glück ins tiefe. Pudelnass konnte er sich an Land retten. Kleider und Rucksack waren durchtränkt. Die Ursache für seine abgrundtiefe Verbitterung lag jedoch jenseits des Sees. Dort lagerte eine Klasse aus älteren Schülern, welche, von der unerwarteten «Action» in Stimmung versetzt, in anhaltendes Gelächter und gnadenlosen Spott ausgebrochen waren. Alex hatte keine Augen mehr für den Schwarzsee, er sah nur noch Schwarz.

Der zweite Tag einer Schulreise ins Wallis beginnt mit einer unangenehmen Überraschung. Nach einer kurzen Nacht auf dem Zeltplatz stehen wir am Bahnhof in Sion. Hier sollte auch der bestellte Extrabus zur Staumauer des Dixence-Sees stehen. Eine Nachfrage im Büro ergibt, dass jemand schlicht vergessen hat, ihn zu organisieren. Nobody is perfect. Wir können mit unserem Billett problemlos den regulären Kurs benützen, doch dieser fährt erst 90 Minuten später.

Diese 90 Minuten liegen mir schwer auf dem Hirn. Ich beginne zu rechnen. Für die Wanderung von der Krone der Staumauer dem See entlang taleinwärts und dann über den «Pas de Chèvres» nach Arolla hinüber wird die Zeit knapp, doch wenn wir die Pausen rationieren, sollten wir dort den Bus erreichen.

Unterwegs braucht es grosse Überzeugungskraft, um die Mädchengruppe, aus deren Zelt ich letzte Nacht zwei Knaben befreien musste, in Bewegung zu halten. Kaum auf den Beinen, sinken sie wieder hin und müssen sich ausruhen. Der Zeiger meiner Uhr hingegen marschiert unentwegt, und einigen Kameraden wird es zu blöd, sie wollen vorwärts kommen, und ich suche auf der Karte einen markanten Ort, wo sie auf uns warten könnten.

Am vereinbarten Treffpunkt sind sie nicht. Ich bin noch nicht beunruhigt. Die Zuverlässigkeit vermag halt manchmal nicht mit der Selbständigkeit Schritt zu halten; sie haben den Pass wohl auf eigene Faust erklommen. Die Faust braucht es nämlich, denn rund zwanzig Höhenmeter müssen auf fast senkrechten Eisenleitern überwunden werden. In der Nachhut sind nicht alle ganz schwindelfrei. Ich belade mich mit zusätzlichen Rucksäcken, und meine Begleiterin besänftigt mit psychologischem Geschick. «Nicht zurückschauen, Tritt für Tritt. Schön festhalten!» Glück dem Tüchtigen, der Pass wird bezwungen. Es hat schöne Bergblumen, aber unser ungestümes Kleeblatt bleibt auch hier verschollen. Ich vergleiche die Karte mit der Zeit. Nur ein unverzüglicher Aufbruch hangabwärts kann noch helfen. Ich treibe pausenlos zur Eile an; und gleichzeitig glimmt das Bangen. Sind die Vermissten wirklich noch vor uns, oder haben sie sich verlaufen, sind in Gefahr geraten?

Der Bus ist zur Abfahrt bereit, und ich muss den Chauffeur zu einer kleinen Unpünktlichkeit überreden, bis die letzten eingestiegen sind. Dann gibt er Gas. Meine Vorhut ist nicht da. Ich beschliesse, vorerst die Klasse nach Sion zu begleiten und dann wohl schweren Herzens eine Suchaktion zu starten. Ausgangs Arolla passieren wir eine Wirtschaft. Zufällig schaut eine Schülerin zurück und entdeckt drei bekannte Typen, die eben aus der Wirtschaft treten und aufgeregt winken. Doch hier ist keine Haltstelle; der Bus fährt weiter...

Unsere Velowoche führt uns diesmal von Lupfig nach Genf. In Wildeggen sitzen bereits zwei Mädchen am Boden. Sie sind blass und unwohl und wollen nach Hause. Es gelingt, sie zur Weiterfahrt zu

überreden (sie werden mit jedem Tag gesünder), doch eingangs Auenstein bleibt der Treck wieder hängen. Ein Knabe hat sein Velo kunstvoll auf die Hinterhand gezogen. Bei der Landung ist der Lenker gebrochen. Sein Vater eilt aus dem Geschäft herbei und leistet Notfalldienst.

Bei Murgenthal gibt es eine Fähre über die Aare. Nach der Überquerung machen wir Mittagsrast beim Parkplatz einer Schreinerei. Dass viele Bikes keinen Ständer haben, ist mir bis anhin nicht nachteilig aufgefallen. Wer keinen hat, stellt sein Fahrzeug halt irgendwo an oder legt es auf den Boden. Ich bin bereits wieder unterwegs, da bringt ein Meldefahrer eine Depesche. Michaels Velo ist nicht mehr fahrbar. Es lag auf dem Parkplatz eines Angestellten der Schreinerei. Dieser hat rückwärts parkiert, als er von der Mittagspause zurückkam...

In Altreu, bei den Störchen, zelten wir zum ersten Mal, hungrig von der langen Fahrt. Auf dem Menüplan einer Mädchengruppe sind heute Spaghetti vorgesehen. Der Gaskocher hat seine Tücken, doch schliesslich sind sie al dente, und das Wasser kann abgeschüttet werden. Das gelingt zwar, aber die Spaghetti sind aalglatt und schlüpfen ebenfalls ins Gras. «Künstlerpech», sagt eines der Mädchen tapfer. Das Dîner wird eingesammelt, über die Wiese zum Abwaschbecken getragen, dort gewaschen und auf dem Kocher beim Zelt wieder aufgewärmt. Dann geht's zurück zum Waschtrog. Diesmal gelingt die Operation. Beim Zelt wartet die Sauce. Unterwegs löst sich der Pfannengriff (oder ist es menschliches Versagen): Plötzlich fällt die Pfanne ins Gras. Nun vergeht den Mädchen der Appetit auf Spaghetti. Als Hauptgang gibt's Pommes Chips, zum Dessert Schokolade.

Am Freitag vor den Winterferien gehe ich mit der 1. Sek. auf die Kunsteisbahn. Ich habe selber nie Schlittschuhlaufen gelernt, und bei früheren solchen Ausflügen habe ich die Eisläufer meistens von der Bande aus gecoach. Diesmal wage ich es wieder einmal. «Fangis» wird vorgeschlagen, und ich werde unverzüglich mit grossem Eifer gejagt. Der Versuch, mit einem Haken die Verfolger auszutricksen, endet schmerzhaft auf dem Steissbein und macht vielen Freude. Ich bin vorläufig k.o. und sitze diesmal zwangsläufig einige Zeit an der Bande. Später raffe ich mich nochmals auf, falle auch wieder hin, doch ich überstehe das Abenteuer ohne bleibende Schäden.

Zu Hause fühle ich mich zerschlagen und hundemüde. Gegen jede Gewohnheit gehe ich um acht Uhr ins Bett. Um neun Uhr weckt mich meine Frau, den Telefonhörer in der Hand. Der Vater einer Schülerin erkundigt sich nach meinem Befinden. Seine Tochter sei sehr besorgt. Wahrscheinlich sei ich verletzt, und sie fühle sich schuldig an meinem Sturz. Sie habe mich nämlich vorher verfolgt und ins Unglück getrieben...

Dabei hatte ich keine Ahnung gehabt, wer in jenem Moment hinter mir her gefahren war. Ich beruhigte den Vater und wünschte schöne Ferien. Ein Weilchen lag ich da. Ich hatte nicht geträumt. Ich spürte das Steissbein auf einmal merklich weniger, und es war mir ganz warm ums Herz.

Heiss und kalt gleichzeitig wurde es mir hingegen im Skilager in Obersaxen.

Es war Dienstag, und meine Skihasen mittlerer Preisklasse waren bereits etwas übermütig geworden. Eine neue Herausforderung würde ihnen gut tun, ein steilerer Hang ihr Entwicklungspotenzial aufdecken. «Wer schafft es ohne Sturz bis zur Hütte am Fuss des Hanges?»

Wir starteten in gewohnter Ordnung, doch ein Blick zurück zeigte bald ein brutales Favoritensterben. Ich hielt an, um da und dort beim Entwirren von Beinen und Skiern zu helfen. Leute aufstellen, Bindungen montieren, Abschleppdienst, Arbeit in Hülle und Fülle. Sturzfrei waren nur David und Nadja geblieben. Glücklicherweise kamen schliesslich alle am vereinbarten Warteplatz an. «Wo ist denn Nadja?», fragte ich erstaunt. «Sie musste pinkeln,» sagte David, «ist schon mal weitergefahren.» Sogleich sah ich vor meinem geistigen Auge das Skigebiet sich ausdehnen. Kurz darauf würde sich die Piste verzweigen. Wohl führte ein Ast zum Skilifhäuschen. Der zweite Ast führte zu einem anderen Lift, der dritte auf verschlungenen Wegen ins Tal. Wir fuhren die erste Variante, ohne eine Spur des Mädchens zu entdecken. In einer knappen Stunde war Betriebsschluss. Man konnte nicht wissen, welcher Ort Nadja für ihr Vorhaben würdig erscheinen würde. Ich lotste die Verbliebenen zu jenem Restaurant, wo nicht selten eine Gruppe unseres Lagers Pause machte, und gab sie in die Obhut einer Kollegin. Zuerst wollte ich die übrigen Varianten absuchen, dann den Rettungsdienst alarmieren.

Unweit des Restaurants stand ein weinendes Mädchen auf der

Piste. Den Weg zurück hatte es gefunden, die Suche nach dem WC war jedoch in die Hosen gegangen...

Meine erste Klasse in Lupfig war eine 3. Sek, damals für viele das letzte Schuljahr. Zwar besuchten nachher noch einige die Berufswahlschule, doch ein neuntes obligatorisches Schuljahr gab es noch nicht. Die Schüler wollten zum Abschluss etwas Besonderes machen. Es war kein Geld für eine grosse Reise vorhanden, also überlegten wir uns eine sparsame Variante. Ein Kollektivbillett der SBB war günstig, und eine Übernachtung in einer Jugendherberge auch (heute ist alles ein bisschen anders). Mit dem Zug fuhren wir also nach Bremgarten, wanderten der Reuss entlang nach Mellingen. Dort nahmen wir die Nationalbahn nach Baden-Oberstadt (Strecke heute stillgelegt). In der Jugi Baden verarbeiteten wir unsere Mitbringsel zu Birchermüesli und verbrachten einen gemütlichen Abend. Am zweiten Tag brachte uns die Bahn nach Zeihen-Effingen (Station heute aufgehoben). Zu Fuss erklommen wir den Zeiher Homberg und wanderten über die Ruine Schenkenberg nach Schinznach-Bad. Dort gönnten wir uns nochmals eine Zugfahrt via Brugg ins Birrfeld zurück. Die Kosten der ganzen Reise beliefen sich auf Fr. 9.30 pro Person.

Seither hat sich nicht nur das Verkehrswesen gewandelt. Die Reiseziele von Abschlussklassen haben eine wahre Inflation mitgemacht. Mehrtägige Reisen ins Ausland sind die Regel. Budget: mindestens 500 Franken. Die Schüler zahlen regelmässig in die Klassenkasse ein, und auch die Eltern müssen tief in die Tasche greifen. Ohne Veto des Lehrers würden sich die Ziele wohl auf Rimini (Strand, Partys), Südfrankreich (Strand) und Amsterdam (Kifferparadies) beschränken. Eine Grossstadt wie Paris, Rom oder London liegt notfalls drin. Da gibt's wenigstens ein MacDonal'd's. Deutschland oder Österreich sind zum Gähnen. Ziele in der Schweiz sind absolut indiskutabel.

Schnipsel, Späne, Splitter aus der Schulwerkstatt

Die Schule – Ort des Lernens: «...Vielleicht wird er hier sogar um wesentliche Portionen dümmer, als er war, und warum sollte sich seine Dummheit denn eigentlich nicht entfalten dürfen.» (Martin Walser)

Die Sage von Legionären aus Theben, die wegen ihres Christenglaubens bei Martigny den Märtyrertod gestorben sind, hat ihre Tücken. Einzelne Mitglieder des Trupps sollen dem Massaker entkommen sein, nur um später umso spektakulärer zu sterben und umso todsicherer Heilige zu werden. Etwa Felix und Regula, die in Zürich, bereits enthauptet, ihre Köpfe aufgenommen und von der Richtstätte bis zum Platz des heutigen Grossmünsters getragen haben. Oder Urs und Viktor, die sich nach der Enthauptung in Solothurn die Köpfe wieder aufgesetzt und ein Stück aareabwärts geschwommen sind, damit diese Stadt ebenfalls Heilige vorweisen kann.

«Geköpft wird noch heute», sagt Marius. Ich weise ihn auf das Verbot jeglicher Todesstrafen hin, wozu auch das Kopfab schneiden gehöre. Am nächsten Tag bringt er mir eine Zeitung. «Es werden Köpfe rollen», steht da in grossen Lettern. Ich versuche ihn von der symbolischen Bedeutung des Titels zu überzeugen. Insgeheim frage ich mich jedoch, ob die Schweiz überhaupt all die Köpfe ersetzen kann, die in den letzten Jahren gerollt sind. Die armen Wirtschaftsführer werden sogar mehrfach geköpft, wie sollen sie da noch vernünftig denken können. Während wir zu einer kopflosen Gesellschaft verkümmern, fliegen enthauptete Manager an goldenen Fallschirmen um die halbe Welt.

Marius hat aber sein Köpfchen noch. Als ich ihn seinen Aufsatz wegen unzumutbarer Rechtschreibekultur verbessern lassen will, sagt er: «Entlassen Sie mich, ich nehme den Hut. Als Abgangsschädigung nehme ich den Inhalt der Klassenkasse mit.»

«Die Schule wie ein Unternehmen führen» lese ich in der Zeitung. Es geht um die «geleiteten» Schulen, die jetzt überall eingeführt werden. Eine geleitete Schule ist eine mit einem Schulleiter statt einem Rektor. Offenbar waren die Rektoren der Schule nicht zuträglich, und es herrschten Anarchie und Chaos.

Nun schaffen wir bestimmt den Turnaround. Wir sanieren, redimensionieren, fusionieren und optimieren so die Rendite unseres Unternehmens. Gewiefte Schulleiter bringen ihre Schule an die Börse. Einige Entlassungen sind nicht zu umgehen, um den Betrieb langfristig gesund zu erhalten, das bringt die Aktien auf Kurs. Bald werden ausländische Investoren darauf aufmerksam. Sie machen vielversprechende Angebote. Die Aktionäre, darunter der Schulleiter, können nicht widerstehen. Die Schule blüht zwei weitere Jahre,

dann wird sie geschlossen. Der Schulleiter wird entlassen und bekommt eine Abfindung; er ist auf Lebenszeit saniert. Lehrer und Schüler werden auch entlassen. Ein Sozialplan ist erstellt.

Wow! Nach «wov» (wirkungsorientierte Verwaltung) endlich auch «wosch» (wirkungsorientierte Schule). Es besteht wieder Hoffnung für die Schweiz. In der Schule wurden offenbar während Jahrzehnten bar jeder Wirkung die Stunden totgeschlagen. Mit «Wosch» wird die Schule genesen.

Zugegeben, im Lauf der letzten dreissig Jahre ist eine effiziente Schularbeit immer schwieriger geworden. Die effektive Unterrichtszeit wurde durch vielerlei neue Aktivitäten und Spezialwochen verkürzt. Das Wort «Schulstress» machte Karriere und wurde jeder Anforderung und jeder Anstrengung aufgeklebt. Das Wort «Leistung» hingegen verschwand, überlebte nur noch im «Leistungsdruck». Examen und Prüfungen wurden samt und sonders als unzeitgemäss entsorgt.

Nun reiben wir uns erstaunt die Augen und wundern uns, dass wir nicht mehr zu den Besten gehören. Warum die Schweiz nicht mehr wettbewerbsfähig ist, warum der Wirtschaftsmotor stottert. Da die Schule keine zuverlässigen Qualifikationen mehr lieferte, entwickelte die Wirtschaft in der Not sogar eigene Auswahlverfahren, z. B. den «Basic Check».

Endlich reagiert die Schule. Nun kommen «Check 5» und «Check 8», flächendeckende Leistungsvergleiche nach der 5. und 8. Klasse. Das stimmt mich zuversichtlich. Dass Leistungsanforderungen und Prüfungen nun «Standards» und «Checks» heissen, ist zwar penetrant «trendy», aber was solls. Hauptsache, Schüler, Schülerinnen und Lehrkräfte erfahren zuverlässig, was ihre Aufgabe ist. Nicht der einzelne Lehrer, nicht die Schule allein, sondern die ganze Gesellschaft macht deutlich, dass sie eine kräftige, gesunde, belastbare Jugend braucht, und was sie von dieser fordert. Eine vollbrachte Leistung stärkt das Selbstvertrauen, auch Anstrengung kann mit Lust geschehen. Einiges davon ist in der Zeit der Spasskultur und der verwöhnenden Wohlstandspädagogik in Vergessenheit geraten.

«Fähigkeiten» sind auch leicht antiquiert. Heute braucht es «Kompetenzen». Die am besten entwickelte Kompetenz vieler Schulkinder ist jene des Vergessens: «Delete», Speicher gelöscht. So

trotzen sie der Gefahr der Reizüberflutung und können ohne grosses Risiko täglich zweieinhalb Stunden fernsehen und daneben Handy, Internet, Gameboy und Computerspiele benützen. Ein Kick folgt dem andern. Das Hirn läuft heiss, der Reiz ist kurz, doch dann: Lösch-taste, Schwamm drüber, und der Schlaf ist wieder unbeschwert.

Die Teflon-Generation ist geboren, nichts bleibt haften.

Wir Lehrer fragen uns, was wir falsch machen, und stellen zusätzliche Bildschirme auf.

Auch das konnte man kürzlich lesen: Die Lehrer sind von allen Berufsleuten am faulsten. Zwar sagen alle, Lehrer möchten sie nicht sein, und doch spürst du da und dort diese seltsame Mischung aus Missgunst und Geringschätzung. Als Lehrer kannst du ja niemandem etwas vormachen. Du bist ein gläserner Mensch. Dein Lohn steht im Internet. Jeder weiss Bescheid über die Schule, und über dich erst recht. Jeder kennt die Sorte aus seiner Jugend. Du bist wie alle deine Artgenossen, stur und ungerecht und etwas naiv. Man braucht bloss im Bus den Vierzehnjährigen zuzuhören, du bist nicht besser. Du weidest dich an leidenden Kindern, raubst ihnen die Zeit, brütest gern über fiesen Fragen und heckst qualvolle Prüfungen aus. Du hast ein halbes Jahr Ferien, und dann ruhst du dich davon aus, schaut zu, wie deine Schüler Probleme lösen, die sie ohne dich gar nicht hätten. Dir fehlt jeglicher Sinn für die knochenharte Realität des wirtschaftlichen Tagesgeschäftes.

Neulich eine Studie der Uni Bern über die Gesundheit der Jugendlichen: Die beiden Professorinnen stellten fest, dass Jugendliche vermehrt psychische Probleme haben, Tabak, Cannabis und Alkohol konsumieren, zu wenig Sport treiben. Sie machten zuviel Stress und zu wenig attraktive Angebote dafür verantwortlich. Die Dozentinnen atmen offensichtlich die reine Höhenluft der Universität ein und geniessen freie Sicht auf ihre eigenen Vorurteile. Von der Front müsste man melden: Von Ausnahmen abgesehen, verhält es sich genau umgekehrt: Die psychischen und schulischen Probleme beginnen nach dem Zudröhnen, Zupaffen und Zukiffen. Das einzige Problem, das vorher war: «Was muss ich tun, um dazuzugehören?»

Immer, wenn ein neues Suchtmittel Mode wird, machen wir wieder Prävention. Die Jugendlichen lassen sich das gerne gefallen. Sie sind fasziniert vom Thema «Drogen». In der Biologie, in der Lebens-

kunde, im Konfirmationsunterricht. Aber es ist verflücht. Was die Schule empfiehlt, kann ja nicht gut sein. Die Jugendlichen riechen den Braten. Da mag ihnen wieder so ein erwachsener Sauertopf den Spass nicht gönnen. Wir Lehrer würden wohl ebenso präventiv wirken mit einer Propagandakampagne.

Die Jungen imitieren halt, was sie in Filmen, Videogames oder auf der Strasse aufschnappen. Die Technik hat die Grenzen weggefeigt, der Jugendschutz ist eine Lachnummer. Es sind ja erwachsene Profiteure, welche die Ideale und Sehnsüchte der Jugend anzupfen, pervertieren und dann den Markt beackern. Doch im Gegensatz zu manchen Pflanzen gedeihen Kinder nicht umso besser, je reichlicher man sie dem Mist aussetzt.

Die letzten Schuljahre waren schon immer von der Pubertät geprägt. Grenzen ausloten, Erwachsene und insbesondere Lehrer auf ihre Standfestigkeit prüfen, das gehört dazu. In den letzten Jahren bekam die Pubertät jedoch eine neue Qualität. Viele Schüler sind ganz einfach nicht mehr aufnahmefähig. Die Schule ist zu einem gigantischen und horrend teuren Chill-out-Lokal geworden. Sobald der Freizeitbetrieb wie ein Wirbelwind in eine Klasse einfährt, wird der Unterricht zur Farce. Die Jugendlichen sind längst als zahlungskräftige Konsumenten entdeckt. Am Wochenende werden sie umworben und umschmeichelt, am Montag hängen sie dann in den Bänken, sind gehirntot vom Suff, zugekiffert oder randvoll mit Party-souvenirs. Viele Eltern haben den Krieg mit den Jungen satt, wenn alle dürfen, was will man da. Die Grenzen sind gefallen. Am diesjährigen Argovia-Fest waren viele Partygäste Jugendliche im Schulalter, eine stattliche Zahl von ihnen stockbesoffen. Einige wussten auch am Montag nicht, wie viel zwei mal eins gibt. Niemand wollte sie vergrämen, Erwachsene haben ihnen den Alkohol verkauft!

Wie es wirklich ist an vielen Oberstufenklassen, das ist kein Wohlfühlthema. Das kann man jemandem kaum erklären, der es nicht im Selbstversuch über eine gewisse Zeit erlebt hat. Und die Lehrer selbst halten den Deckel drauf, so lange es geht. Es wird viel geschwindelt, wenn es darum geht, Gründe für einen Urlaub oder einen Berufswechsel anzugeben. Bei Gesprächen mit Alterskollegen taucht nach einer Weile fast immer wie ein Geständnis der Hinweis auf Zeiten auf, in denen man es nur noch mit Medikamenten oder erst nach einem Krankheitsurlaub geschafft hat weiterzu-

machen. Und dann bist du halt vom Burnout geschlagen, du bist als Individuum versackt, warst nicht auf der Höhe deiner Aufgabe. Doch Strukturen, die verbreitet Lehrer verbrauchen, sind auch für manche Schüler ungesund. Was heute in vielen Klassenzimmern abläuft, ist ein pädagogischer und wirtschaftlicher Unsinn. Die Schule zeigt den Jugendlichen, dass sie sich alles leisten können und nichts leisten müssen. Wer präsent ist, hat die Schulpflicht erfüllt. Weitere Pflichten sind nicht verbindlich. Wir tun zwar, als machten wir Schule. Aber es ist nur Theater, allerdings ein teures. Das Opernhaus ist ein Klacks dagegen. Wie Manna schüttet der Staat den Unterricht über das Land, und man denkt, so sei der Bildungsauftrag erfüllt. Die hohen Ausgaben für unser Bildungssystem könnten sinnvoller eingesetzt werden. Es müsste der Gesellschaft (nicht nur der Schule) gelingen zu zeigen, dass Unterricht und Bildung ein wertvolles Gut sind, welches zwar alle zugut haben, allerdings nicht automatisch, sondern unter dem Vorbehalt einer Gegenleistung, einer persönlichen Leistungsbereitschaft. Die «Certificates» der Universität Cambridge haben sich als «Standards» für Englisch lernende Erwachsene längst bewährt. Solche Zertifikate liessen sich auch für andere Lerninhalte zum Abschluss der Volksschule schaffen. Sie könnten als Fähigkeitsausweise eine Eintrittsbedingung für Berufsschule und alle weiterführenden Schulen werden.

Die Jahrgangsklassen der letzten beiden Schuljahre müsste man auflösen und durch ein Kurssystem ersetzen: Die Lernenden setzen sich ein Berufsziel, wählen darauf ihre Kurse aus und bestimmen selbst, wann sie diese besuchen wollen. Bildungsgutscheine geben Anrecht auf eine bestimmte Anzahl Kurse. Nicht die Schuljahre sind obligatorisch, sondern das Erreichen bestimmter Standards. Der Zeitpunkt, wann sie erreicht werden, ist variabel. Wer im Moment nicht lernen kann oder lernen mag, kann seine Gutscheine später einsetzen. Vielleicht könnten wir so dem inneren Herumhängen vieler Jugendlicher eine klarere Orientierungshilfe geben. Gegenwärtig ist es für alle schwierig: für die Lernbereiten wie für jene, deren Verhalten den Unterricht zur Farce macht.